

Was noch herumturnt

Eine Drossel turnt durch unseren Felsenbirnen-Baum. Die kleinen blauen Früchte sind ausgesprochen nahrhaft, aber durch die eine Hitzewoche schon dem Rosinenstadium nahe. Der Drossel ist es egal. Sie findet noch etwas. Ich sehe einen struppigen Baum, sie sieht Nahrung. Ich sehe vertrocknende Früchte, sie sieht Gelegenheit. Vielleicht ist Artenvielfalt auch das: eine andere Art, Welt zu lesen.

Die Himbeeren haben teilweise Sonnenbrand. Die Wespen machen sich über die schadhafte Früchte her. Die struppig gewordene Hornveilchen-Batterie wird von Familie Dompfaff besucht. Ein schöner Anblick. Aber mehr als das. Da ist ein kleiner, unordentlicher Zusammenhang, in dem nicht alles für mich schön aussieht, aber für andere Lebewesen Sinn ergibt. Ich muss nicht alles aufräumen, damit es lebendig ist.

Drüben hat es einen großen Monopolisten erwischt. Die Sauerländer Fichte musste zu einem großen Teil gefällt und weggeschafft werden, weil Abermillionen Borkenkäfer wie eine biblische Plage einfielen. Nun stehen dort Weihnachtsbäume in Reih und Glied und, wie es sich für einen Baumkindergarten gehört, gut eingezäunt, damit das böse Wild sich nicht darüber hermacht. Quadratkilometer für Quadratkilometer verwandelt sich der Hochwald so in landwirtschaftliche Nutzfläche. Das Katasteramt weiß es, denn Drohnen fliegen jährlich über die Flächen und fotografieren alles. Der Bürgermeister kommt aus einer der hier führenden Familien, die Weihnachtsbaumflächen vermehren. Glyphosat ist im Übrigen nicht erwiesenermaßen krebserregend. Das ist doch beruhigend, oder?

Dass Gärten die neue „Natur“ sind, ist ein alter Hut. Und „Natur“, so weiß ein aktuelles Buch über Alexander von Humboldt, ist ohnehin eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Der Friedhof war dabei bestimmt ein wichtiger Ideengeber. Auch die Gartengestaltung wandelte sich damals von den mathematisch geordneten französischen Gärten zu den „Natur“ nachbildenden englischen Gärten. Reinhard Mey textete einmal: Wir brauchen die Natur, aber die Natur braucht uns nicht.

Egal, oder doch nicht?

Vielleicht könnte der Hitzeschutz den Trend aufhalten, Friedhöfe und Gärten mit Steinplatten, Kies und Marmor, Beton und Glas pflegeleicht zu gestalten. Vielleicht ist der heiße Stein eines Tages das bessere Argument als jeder ökologische Vortrag. Vielleicht muss man manche Einsichten nicht erklären, sondern nur anfassen können.

In manchen Gärten gibt es das ganze Jahr über Meisenknödel. Andere halten dagegen und lassen Fruchtstände von Blumen und Stauden stehen als saisonales Vogelfutter. Wir lassen Zweighaufen unter Rhododendren liegen als Rückzugsort für Igel. Das wird die Igel nicht retten. Es hilft aber dem eigenen Gefühl ein wenig. Kinder sind sensibilisierbar für den Artenschutz, dieselben Kinder auf den Rückbänken der SUVs, deren Besitzer aus Zeitnot zwischen Schule, Kinderarzttermin und Musikschule Igel sogar in der 30-Zone überfahren. Dass SUVs Igel überfahren, ist ein hässliches Vorurteil. Ich verbinde hier Ressentiments, um den emotionalen Effekt zu steigern.

In Humboldts Welt lebte auch Darwin. Survival of the fittest. Überleben der Anpassungsfähigsten. Genau. Mensch überlebt Biene. Mensch überlebt Igel. Mensch überlebt Fuchs. Mensch überlebt Fichte. Alles Loser, diese Arten. Und: Ohne Konkurrenz kein Markt, ohne Markt keine Wirtschaft,

ohne Wirtschaft kein Wohlstand, ohne Wohlstand keine Zukunft. Da wirst du einfach abgehängt. Mensch, ärgere dich nicht. Think positive. Hinfallen, aufstehen, Krönchen richten, weitermachen.

Natürlich ist das eine böse Verkürzung. Nicht Darwin ist das Problem, sondern die Art, wie wir aus einem Naturbegriff eine moralische Entlastungsmaschine bauen. Wer verschwindet, war eben nicht fit genug. Wer scheitert, hat sich nicht angepasst. Wer nicht mithält, fällt heraus. So wird Anpassung zur Rechtfertigung von Rücksichtslosigkeit. Und irgendwann klingt sogar der Artenschutz wie Sozialromantik.

Vielleicht ist der Artenschutz eines der besten Themen, um hinter diese monochrome Wut zu schauen, die die Demokratieschützer umtreibt. Hier zeigt sich eine augenfällig veränderte Realität, die Menschen wie Lemminge auf eine drohende Steilküste zurennen lässt. Viele möchten schreien. Oder weinen. Oder nichts mehr davon hören.

Ich selbst erfahre, wie entnervt nicht nur ostdeutsche Freunde von einer Realität sind, an der sie „doch nichts“ ändern können. Dass selbst grüne Politiker ihrer Zunft den Rücken kehren und nach der letzten Hitzewoche ätzen: Und wer glaubt jetzt noch, dass es den Klimawandel nicht gibt? Dass die Linke sich über viele Neueintritte freut und gleichzeitig haarscharf an einem neuen Extremismus vorbeisteuert. Dass SPD- und FDP-Freunde auf Durchhalteparolen und alte Werte setzen. Auch mein katholischer Verband hat sich „Werte“ als Thema für die nächste Jahrestagung erwählt. Nicht „Artenvielfalt“.

Ich muss gestehen: Ich war dafür. Für das Thema Artenvielfalt müsste ich mich erst kundig machen. Wie ist der Sachstand? Welche Vögel, welche Vierbeiner gibt es hier nicht mehr, die es 1960 hier noch gab? Welche Konsequenzen hat die Verweihnachtsbaumung des Sauerlands für das Klima, für die Böden, für das Grundwasser? Und der nächste Punkt ist dann das Marketing: Stelle ich wie die Windkraftgegner teure Transparente neben die Durchgangsstraßen? Das ist vermutlich ebenso hilfreich wie Plakatwerbung bei Chorkonzerten: Letztlich kommen fast nur die, die vorher angesprochen wurden, und sei es durch den Hotelier. Poste ich auf X oder Instagram Videos darbender Katzen, die keine Vögel mehr jagen, weil es keine mehr gibt? Stelle ich Webseiten online mit Fakten und verstörenden Bildern? Traktiere ich öffentlich-rechtliche Medien, bis sie mich erhören? Gründe ich einen Verein? Aber Vereine müssten ja selbst unter Artenschutz gestellt werden. Der Bundespräsident arbeitet seit geraumer Zeit daran.

Es ist ja alles so schrecklich, schrecklich mühsam.

Und vielleicht beginnt genau an dieser Stelle der eigentliche Blickwechsel. Vielleicht sehe ich zu wenig, weil ich zu genau weiß, wonach ich suche. Ich suche die verschwundene Art, den verlorenen Vogel, den alten Wald, die verlässliche Institution, die übersichtliche Nachbarschaft, die geordnete Stadt, die fertige Sprache. Und übersehe, was noch herumturnt.

Die Drossel turnt in der Felsenbirne herum. Aber ich turne ja auch noch herum: als Chorleiter, als Nachbar, als einer, der Flüchtlinge aufgenommen hat, als einer, der Eltern gepflegt hat oder pflegt, als einer, der sich immer noch in Gespräche verwickeln lässt, obwohl er manchmal lieber schweigen würde. Ich sehe mich selbst nicht gern als Beispiel. Aber vielleicht ist genau das der Fehler. Manchmal nehmen wir das Lebendige nur deshalb nicht wahr, weil es nicht heroisch aussieht. Es erledigt Termine. Es trägt Notenständer. Es öffnet Türen. Es schreibt eine Mail. Es hört zu. Es kocht Kaffee. Es unterschreibt noch nicht gleich einen Antrag, aber bleibt im Gespräch.

Und andere turnen auch noch herum. Ein ehemaliger Schüler stellt mit unglaublicher Beharrlichkeit einen Landesjugendplan wieder auf die Füße und schult Kinder in Schulen, damit sie in den sozialen Netzwerken nicht nur Beute, sondern Handelnde werden. Im Rathaus sitzen leitende Mitarbeiter, die ganze Prozesslogiken überarbeiten und mich beim neuen Kontakt überraschen. Beerdigungsinstitute bieten einen Rundum-Service an und überraschen mit einer Effizienz, die nicht kalt ist, sondern entlastend. Sogar unser Portemonnaie wird geschont, nicht weil der Tod billiger geworden wäre, sondern weil jemand verstanden hat, dass Überforderte Führung brauchen, ohne bevormundet zu werden.

Es gibt also noch Artenvielfalt. Nicht nur im Garten. Auch in Institutionen. Auch in Nachbarschaften. Auch in beruflichen Haltungen. Auch in Milieus, die ich gar nicht wahrnehme, weil meine alten Suchbilder nicht mehr passen.

An dieser Stelle endet das Naturbild. Menschen sind keine Arten. Kulturen sind keine Insekten. Stadtteile sind keine Biotope. Und niemand, der neu hinzukommt, ist eine invasive Art. Wenn ein Bild anfängt, Menschen zu verkleinern, muss man es beenden. Aber vielleicht darf es vorher noch einmal helfen, die Wahrnehmung zu drehen.

Wenn in Wattenscheid, Gelsenkirchen-Neustadt oder Duisburg-Marxloh gesellschaftliche Nischen entstehen, in denen sich Qualitäten bilden, die wir noch gar nicht richtig lesen können, dann reicht das alte Raster nicht mehr. Das türkische Café. Das Straßenfest zwischen Mitternacht und vier Uhr morgens, fast wie im Orient. Die Straßenbahn 302, die in Gelsenkirchen-Neustadt Schritt fahren muss, damit alle Fahrgäste von den Feiernden begrüßt werden können. Das befremdet im ersten Moment. Aber bei Licht betrachtet ist es auch Kultur. Nicht automatisch gute Kultur. Nicht automatisch problematische Kultur. Kultur.

Sogar der Clan-Rat, in dem schon länger hier lebende libanesische Familien mit Neuankömmlingen über das Leben in diesem Land sprechen, löst zuerst ein mulmiges Gefühl aus. Parallelwelt? Ersatzstaat? Oder eine noch nicht verstandene Übergangsform sozialer Ordnung? Hier hilft weder Romantik noch Alarmismus. Hier braucht es genau das, was uns überhaupt abhandengekommen ist: wohlwollend-kritische Begleitung.

Denn Übergang braucht Sprache. Bruch aber hat erst einmal keine Sprache.

Das lässt sich in Altenahr sehen, in Heimerzheim, in Bad Neuenahr-Ahrweiler, an vielen Orten der Flut. Die Katastrophe ist kein Lehrer. Sie reißt nur auf, nimmt weg, unterbricht, verwüstet. Lehrer sind die Menschen in und nach der Katastrophe. Sie zeigen, was geschieht, wenn der alte Raum nicht mehr trägt und ein neuer Raum geschaffen werden muss.

Aber das Wort Provisorium ist manchmal noch zu mild. Es gibt Menschen, die nach der Flut nicht nur Wohnraum verloren haben, sondern den Anschluss an die Welt. Einer hielt das Leben danach nicht mehr aus. Andere sind geblieben und wohnen doch nicht mehr wirklich dort, wo sie einmal zu Hause waren: zurückgezogen, auf kleinster Fläche, im letzten bewohnbaren Raum eines Hauses, das früher Gastlichkeit ausstrahlte. Wieder andere verloren einen Menschen, den sie liebten, und mussten das Unfassbare nicht nur wissen, sondern miterleben.

Hier wird jeder Gedanke vorsichtig. Denn Leid ist kein Argumentationsmaterial. Es lässt sich nicht ordentlich in einen Tagestext einbauen, als wäre es ein besonders starkes Beispiel. Und doch darf es auch nicht draußen bleiben. Denn sonst sprechen wir vom Wiederaufbau und meinen Gleise,

Brücken, Förderbescheide, Fassaden. Aber Wiederaufbau heißt zuerst: Menschen müssen wieder Welt finden.

In Altenahr lässt sich sehen, was geschieht, wenn eine Klimakatastrophe nicht einfach „aufgearbeitet“ wird, als könne man einen Verwaltungsordner schließen. Die Bahn ist beinahe wieder da. Manche Häuser sind fertig. Andere leben noch immer im Provisorium. Neben neuem Putz steht alte Verwundung. Neben Förderbescheid und Wiederaufbauplan steht das Leben derer, die aus dem Takt gefallen sind.

Hier bricht das Alte nicht langsam weg wie eine Steilküste in der Brandung. Hier ist die alte Ordnung mit einem Schlag verschwunden. Und was danach wächst, wächst ungleichzeitig. Nicht als schöner englischer Garten. Nicht als sauberer Wiederaufbau. Sondern als verwundete Landschaft, in der einige schon wieder Zukunft haben und andere noch immer in der Katastrophe wohnen.

Im arendtschen Sinn geschieht hier etwas Ursprüngliches. Menschen kommen zusammen. Sie packen an. Sie fragen nicht zuerst, ob Zuständigkeit, Formular und Haushaltstitel schon geklärt sind. Wildfremde werden Freunde. Aus Helfen wird Beziehung. Aus Beziehung wird Handlung. Aus Handlung entsteht Macht: nicht als Befehl von oben, sondern als Kraft, die zwischen Menschen entsteht, wenn sie gemeinsam anfangen.

Natürlich stehen auch andere am Rand: Besserwisser, Störenfriede, heimliche Nutznießer, Allmende-Diebe. Manche werden später belangt, manche nie. Sie können Schaden anrichten, Hilfen verzögern, Vertrauen verletzen. Heimlich gestohlene Hilfgelder fehlen schmerzlich. Aber sie bleiben im Tiefsten Zaungäste. Die Schlitzohren, die Bauernschlauen, sie haben keinen Anteil. Sie schaffen nicht das Neue. Das Neue schaffen die, die bleiben, tragen, sortieren, schaufeln, trösten, kochen, zuhören, bauen.

Vielleicht gehört auch das zu dem, was noch herumturnt. Nicht leicht, nicht niedlich, nicht wie die Drossel in der Felsenbirne. Eher verwundet, staubig, erschöpft, manchmal zornig. Aber es lebt. Es handelt. Es schafft Raum.

Und vielleicht ist das die Zumutung dieses Themas: Artenvielfalt meint nicht nur, dass mehr Vögel in meinem Garten singen. Vielfalt meint auch, dass ich lernen muss, genauer hinzusehen, wo Leben andere Formen annimmt, als meine alten Begriffe erwarten. Im Garten. Im Wald. Auf dem Friedhof. Im Rathaus. In der Schule. Auf der Straße. Nach der Flut.

Für manche dieser Formen haben wir noch keine Sprache. Vielleicht ist das das Schlimmste. Nicht nur Arten verschwinden. Auch Wörter reichen nicht mehr aus. Und solange wir keine Wörter haben, können wir uns nicht mitteilen. Wir spüren nur Wut, Scham, Angst, Überforderung.

Vielleicht beginnt Artenvielfalt deshalb nicht mit einem Programm, sondern mit einer neuen Aufmerksamkeit. Mit der Frage: Was lebt hier noch? Was wächst hier schon? Was befremdet mich nur, weil ich es noch nicht lesen kann? Was braucht Schutz, bevor es verschwindet, ohne je einen Namen bekommen zu haben?

Die Drossel turnt weiter durch die Felsenbirne. Sie findet noch etwas. Vielleicht ist sie mir darin voraus.